

Nr. 18. Posen, den 5. Mai. 1895.

Haidemärchen.

Novelle von Max Montani.

(Schluß.)

Sie schrickt zusammen. „Wir sprachen von Dir!" sagt der Förster und betont jedes Wort.

Sie wagt nicht, ihn anzusehen, ihr Blick sucht den Boden.

„Der Prinz," spricht der Vater wieder, „redete zu mir, wie ein Mann von Ehre zu einem andern Manne sprechen muß, dessen Tochter er liebt!"

Anna bedeckt ihr Gesicht mit den Händen; sie stöhnt leise.

„Ja, liebt!" fährt der Alte ruhig fort. „Er begehrte Dich frank und frei zum Weibe! Ich aber, mein Kind, ich habe ihm gesagt, das ginge nicht an! Hörst Du wohl: es geht nicht an! Er ist der Erbe eines Thrones, der nicht das Recht hat, wie ein anderer Mensch, dem Zuge seines Herzens folgen zu können, dem höhere Rücksichten, höhere Ziele vorschweben müssen, als egoistisch sich ein eigenes Nest zu gründen! Für die Liebe, so sagte ich dem Prinzen, dürften Fürsten und Könige wenig Zeit haben, dem Volke soll das Herz eines Regenten gehören, und die Liebe des Volkes soll er zu gewinnen suchen! das ist sein Ziel: die Frauenliebe kann in der Nähe der Throne nicht recht gedeihen, und viele der größten Fürsten, welche die Geschichte kennt und welche der Abgott ihrer Völker waren, haben das am eigenen Herzen empfunden; Du aber, so fuhr ich fort, Du seist ein schlichtes Kind der Haide, und wie man einen Baum der Haide nicht verpflanzen darf in ein Palmenhaus, so darf man auch ein einfaches Menschenkind nicht hinaufführen auf die Höhen der Menschheit; das Haidekind wird kümmerlich eingehen, wie der Haidebaum: beiden hat man den heimathlichen Boden genommen! Dazu aber, so sagte ich dem Prinzen, seist Du mir zu lieb: Du sollst, so hoffe ich, lange, recht lange leben, und meines Alters Stütze und Sonnenschein sein! Nicht wahr, Anna?"

Sie schluchzte.

„Wo ist — wo ist der Prinz?" fragte sie mit zitternder Stimme.

„Er hat sich," entgegnete der Förster, „von der Richtigkeit dessen, was ich ihm sagte, überzeugt und ist darum auf meinen Wunsch sofort abgereist! Er wollte zwar Abschied nehmen von Dir, ich habe es nicht mehr zugegeben: warum sollen über Euer beider Häupter nutzlos Augenblicke des Schmerzes heraufziehen?"

„Es war ein Traum!" flüstert Anna.

„Laß es für einen Traum gelten, mein Kind," spricht der Vater wieder und auch seine Stimme bebt und über seine wetterharten Züge zuckt tiefe Rührung, „Du wirst alles vergessen, Du bist ja noch ein junges Bäumchen, und die werden alle wieder gerade, wenn mal ein Sturm über sie hinfuhr; sie seufzen und stöhnen wohl darunter, aber er schadet ihnen nicht, er vermehrt nur ihre Kraft! Du zarte Haideblume würdest jene strahlende Wirklichkeit doch nicht haben ertragen können. Bleibe darum bei mir, bleibe mir, was Du mir immer warst, seitdem Deine Mutter todt ist, nämlich mein gutes Kind und mein treues, für den alten Vater sorgendes Hausmütterchen! Willst Du?"

Sie nickte; ihr Auge aber schwamm in Thränen.

„Ich will, Vater!" antwortete sie und schlug in die dargebotene Hand ein.

„Und wirst Du auch vergessen können, daß Dich einmal ein Traum heimgesucht hat, der für Dein junges Herz namenlos berauschend gewesen sein mag?"

„Ich werde es versuchen, Vater!" sagte sie. Aber ihre Stimme wollte brechen bei dem bittern Wort.

„Es wird schon gehen, mein Kind," fuhr der Förster fort, „sei stark und kraftvoll! Für jeden Menschen kommen im Leben Stunden, in denen er zusammenbrechen zu müssen meint, und siehe da! ein wenig Wille und ein wenig Kraft und stählern werden seine Sehnen; er trägt Alles, was auch kommt, und ist die Wolke vorüber, so wundert er sich, daß es einen Augenblick habe geben können, der ihn kleinmüthig sah. Hörst Du," — hier wies der Alte nach dem Fenster — „wie draußen über die Haide hin der Donner rollt und der Sturm braust? Da knickt jetzt wohl manches zarte Zweiglein ab, aber wenn Du in einigen Tagen hinausgehst, so siehst Du Nichts mehr von alle dem Schaden: stolz heben die Bäume ihre Kronen zum Himmel und freuen sich, daß das peinigende Gewitter über sie hinstrich!"

Sie entgegnete Nichts; ihr Haupt sinkt stumm an des Vaters Brust.

Am Abend, als das Unwetter längst über die Haide hin weitergezogen war, holt Anna ihr altes, halbvergessenes Märchenbuch. Sie blättert achtlos, gedankenlos darin herum; aber endlich haftet ihr Auge auf einer Geschichte; sie kann den Blick nicht mehr davon abwenden, sie liest und liest und muß bis zu Ende lesen — die wundersame Geschichte von dem schönen Königssohn, der ein armes Mädchen fand und es zu seiner Königin machte — — — — — — — — — — — — — —

Aber:

„Es war einmal — — —" so fängt die wundersame Geschichte an — — — — — — — — — — — — — —

Und mit diesem trüben Wort, mit welchem die alten Märchen beginnen, ist mein neues Märchen zu Ende — — —

Freilich die alten Märchen spielen ja auch in schönen, sonnigen Ländern, das meine jedoch ist ein ernstes, stilles Haidemärchen —

Es giebt noch Märchen, gnädige Frau, und Ihr ernster Blick sagt mir, daß Sie mir glauben!

Wohl aber denen, die sich in unsern Tagen noch etwas von dem beseligenden, kindlichen Märchenglauben gerettet haben!

Wahre Engel!

Von Heinrich Luttmann.

[Nachdruck verboten.]

1.

Frau Karoline Albrechts war nun seit fast einem Jahre Wittwe. Sie hatte in einer friedlichen, wenn auch gleichgiltigen Ehe gelebt — der Schmerz um den Hingeschiedenen war daher bald überwunden. Natürlich, vereinsamt fühlte sie sich sehr, denn ihr Mann war eine gute, treue Haut gewesen, der es ihr nie vergessen hatte, daß er ja eigentlich nur ihr sein gutgehendes Geschäft zu danken hatte.

Sie war Köchin in einem vornehmen Hause gewesen, hatte sich ein hübsches Sümmchen erspart, war aber fast dreißig Jahre geworden, ehe sich etwas Passendes für sie hatte finden wollen. Endlich kam er, der ihr der Rechte schien.

Ein Kolporteur, der regelmäßig alle vierzehn Tage an die Hinterthür klopfte, um ihr die beiden Familienblätter zu bringen, auf die sie schon jahrelang abonnirt war. Ein halbes Jahr später verließ sie ihren Dienst, um Frau Albrechts zu werden.

Niemals in den zehn Jahren ihrer Ehe hatte sie Grund gehabt, diesen Schritt zu bedauern. Mit ihrem kleinen Kapital begründete er ein Geschäft, das unter seiner fleißigen und geschickten Führung sehr reichlich eintrug, was die beiden Leutchen brauchten.

Sie blieben kinderlos, und das Geschäft wuchs zusehends. Da traten bei Karl Albrechts Spuren eines Brustleidens auf. Einige Wochen kränkelte er, mußte zu seinem größten Leidwesen aus dem Geschäft wegbleiben und trotz aller Pflege und ärztlichen Kunst ging es schnell mit ihm zu Ende.

Nun war fast ein Jahr darüber hingegangen, und Frau Albrechts fing an, sich recht einsam zu fühlen. Dazu kam auch, daß sie von dem Geschäft nicht viel verstand und vollkommen auf fremde Leute angewiesen war. Sie war noch eine wohlerhaltene, stattliche Frau — der Gedanke sich noch zu verheirathen, lag am Ende gar nicht so fern.

Viel besser als der etwas stutzerhafte, wenn auch auf seinem Posten brauchbare Kommis, Herr Metzner, gefiel ihr einer der Kunden des Geschäfts, ein großer, blasser Mann, der regelmäßig jeden Montag früh zu kommen pflegte, um seine Mappe zu füllen.

Schon der verstorbene Albrechts hatte ihr von diesem Manne gesprochen; er empfahl ihn, sozusagen, ihrer ganz besonderen Aufmerksamkeit. „Das ist der Anständigste von allen meinen Kunden, der Fernbach," versicherte der Kranke, „Er braucht ja nicht so viel, wie mancher Andere, aber es ist eine Freude, mit welcher Ordnung der seinen kleinen Handel betreibt. Mit einem Blick in sein sauber geführtes Taschenbuch übersieht er ganz genau, wie viel Hefte von dem, und wie viel von jenem er benöthigt. Nie wird er, wie dies manch Einer thut, einen unvernünftig großen Posten an Probeheften verlangen, gleichsam, als wollte er die Welt einreißen! Nein, er schiebt zurück, was ich ihm etwa zu reichlich hinlege. Und ehrlich ist er, grundehrlich."

Ja, der Herr Fernbach! Wie nett und ordentlich der immer aussah! Bis auf das blankgeputzte Messingschloß an seiner Mappe war Alles sauber und gefällig an ihm. Er selbst aber, er kam ihr sorgenvoll, traurig vor.

Ja, dieser schlichte, ehrliche, fleißige Mann mit seinen treuen blauen Augen, mit dem stattlichen, vollen Barte, er wäre so ganz nach ihrem Herzen gewesen; mit ihm hätte sie's ganz gern von Neuem versucht. Er würde ihr auch die Geschäftsleitung abnehmen können und trotzdem noch einen guten Tausch machen, denn jetzt schien er sich schwer zu plagen.

Er hatte das Absatzgebiet seiner Journale lediglich außerhalb der Stadt; Montag früh wanderte er, reichlich beladen, hinaus und am Sonnabend Abend kehrte er wieder heim, um dann während des Sonntags zu rasten.

Neuerdings pflegte er schon immer am Abend seiner Rückkehr in die Stadt seinen Einkauf für die kommende Woche zu besorgen; er konnte dann am Montag gleich in aller Frühe aufbrechen. Bei solch einem Anlaß nahm Frau Karoline einmal das Wort, während man aus dem Magazin holte, was er brauchte.

„Es ist doch wohl ein schweres Brot, Herr Fernbach — nicht?"

„Freilich schwer! Aber man hat doch sein Auskommen!"

„Also sind Sie zufrieden?"

„Nun, ich könnt's am Ende auch noch aushalten, wenn's besser wäre! Habe immer so meine fünfzig, sechzig Pfund auf dem Buckel und bin nun auch bald Vierzig!"

„Gerade so alt wie ich," entfuhr es Frau Karolinen fast freudig.

Er blickte verwundert auf. „Ja — Sie, Frau Albrechts," meinte er. „Sie konnten sich ganz anders pflegen, wie Unsereiner! Sie sehen aus, als ob Sie zehn Jahre jünger wären als ich!"

Wollte er ihr nur schmeicheln? Nein, er hatte sich sicherlich gar nichts gedacht bei dieser Redensart! Er war schon wieder bei seinem Einkauf und machte in der großen Mappe Platz für die neuen Hefte. Dabei hat er ein paar kleine Päckchen herausgenommen und auf den Tisch gelegt.

„Was haben Sie denn da Schönes?" fragte sie, um das Gespräch fortzuspinnen.

„Das da," erklärte er, „ist der Zucker, den ich unterwegs von meinem Kaffee spare — ich trinke ihn nicht süß. Hier habe ich sehr schönen Kranzkuchen, den mir die Bäckerfrau in Hermsdorf immer mitgiebt — darf ich ihnen davon anbieten? Und hier," schloß er, als Frau Karoline mit freundlichem Dank ablehnte, „habe ich etwas eingehandelt, ein Restchen Zeug — zu Hosen für die Kinder!"

Frau Albrechts fühlte, wie sie plötzlich die Farbe wechselte. Es war ihr wie ein Stich durchs Herz gegangen. Er hatte Kinder — war verheirathet! Natürlich, das hätte sie sich wohl auch selber sagen müssen! Wie sollte solch' ein netter Mann nicht längst eine gute Frau gefunden haben!

Sie verschluckte den kleinen Seufzer und rief theilnehmend: „Ach, Sie haben Kinder! Wie ich Sie darum beneide!"

„I nun ja," meinte er unbefangen, „Kinder haben ist ja ganz schön, besonders wenn man's ihnen an nichts fehlen zu lassen braucht. Aber es giebt ein Stück Arbeit! Sie glauben gar nicht, was zwei solche kleine Teufel zerreißen können! Und was da sonst noch Alles dazu gehört! Besonders, wenn sie so wild und unbändig sind wie meine — ich bin ja die ganze Woche nicht zu Hause! Sonntags freilich, da sehen sie noch erträglich aus. In der Woche aber — da meine ich, würden Sie auch keine besondere Freude haben an den beiden Schmutzteufelchen! Denn Sie wissen ja — die Kinder haben nun schon seit Jahr und Tag keine Mutter mehr!"

Frau Karoline schrie ganz unpassend laut dazwischen: „Keine Mutter?"

„Und da bin ich manchesmal froh, daß ich sie nur Sonntags sehe!" . . .

„Diesen Mann heirathe ich!" dachte Frau Albrechts, als Fernbach gegangen war, „der braucht eine Frau gerade so nöthig, wie ich einen Mann!"

2.

Friedrich Fernbach stand, die schwere Mappe umgehängt, den Hut auf dem Kopfe und einen festen Stock in der Hand, in der Thür seiner Wohnung. Es war Montag früh und der Kolporteur pflegte sonst um diese Zeit schon fort zu sein. Heute hatte er auffällig gezögert, so daß die Schwägerin, die ihm die Wirthschaft führte, fragte: „Fehlt Ihnen noch etwas, Schwager? Haben Sie Ihre dicken Handschuhe und die warmen Strümpfe?"

Gewiß, er hatte Alles! Da brauchte er gar nicht nachzusehen. Dafür hatte Christine sicher gesorgt. Aber er hatte ihr etwas zu sagen und wußte nicht recht, wie anfangen. Schließlich mußte es ja doch geschehen, und nun zwischen Thür und Angel rief er der ihn hinausbegleitenden Christine zu: Jetzt weiß ich, was ich noch wollte, Schwägerin! Ich wollte Ihnen sagen, daß in diesen Tagen vielleicht Jemand zu uns kommt — eine Frau — Frau Albrechts nämlich! Die ist immer so nett, fragt immer nach den Kindern! Und sie will einmal nach ihnen sehen! — Auf Wiedersehen Schwägerin," schloß er sichtlich erleichtert. „Und halten Sie mir die Jungen stramm! Lassen Sie sich nichts von ihnen gefallen — hören Sie!"

Fort war er, die paar Stufen hinab, die aus der im Hofe gelegenen, kleinen ebenerdigen Wohnung in's Freie führten. Man

hörte in dieser frühen Morgenstunde seinen festen Tritt auf dem gepflasterten Hofraum verhallen.

Drinnen aber, in der halbdunklen, winzigen Küche, lehnte Christine, die Hand auf's Herz drückend, gegen den Thürpfosten. Minutenlang stand sie so da, bis aus einem der beiden Stübchen eine helle Kinderstimme sie zur Besinnung brachte.

„Tante Tine — aufstehn!" rief es da drinnen.

Jawohl, Tante Christine kam schon, dem kleinen vierjährigen Fritz die Stümpfchen anzuziehen und die Schlitzhosen zuzuknöpfen — Tante Tine ließ nie auf sich warten.

Friedrich wanderte indessen los. Er war ein ganz vernünftiger Mann. Und er sagte sich: Du wärest ein Narr und ein schlechter Vater dazu, wenn Du hier den Spröden spieltest! Zwar die Erinnerung an seine Fau war noch immer lebendig in ihm — sie hatten einander näher gestanden, als man es bei so vielen Ehen zu finden gewöhnt ist. Vor zwei Jahren war sie gestorben.

Als er am Tage nach der Beerdigung noch immer in dumpfer, brütender Verzweiflung dasaß, völlig unzugänglich für Alles, was um ihn her vorging, da war es Christine gewesen, die ihm den damals noch nicht zweijährigen Fritz auf den Schoß gesetzt hatte. Kein Wort sprach sie dazu, sie that nur, als wollte sie sich für einen Augenblick des Kindes entledigen. Und Fritz, anfangs geängstigt von dem starren, finsteren Blick des Vaters, hatte bald gemerkt, daß er selber nichts zu fürchten habe, und hatte mit seinem kindlichen Geplauder den Vater wieder aufgerüttelt. Der strich mit seiner großen, breiten Hand leise über das kleine Lockenköpfchen hin, dann nahm er Fritzchen hoch und sah sich nach dem älteren Söhnchen, nach Rudolph, um. Gewiß, er hatte noch eine Lebensaufgabe, jetzt mehr als je, und er schwor im Stillen den Kleinen, ihnen zu halten, was er ihrer Mutter einst gelobt: Liebe und Treue bis an's Ende!

Jene freilich, die ihm das Kind im rechten Augenblicke zugeführt, übersah er damals, wie er sie vorher kaum recht gewahr geworden — wie er sie heute übersah.

Aber auch das war am Ende nur natürlich. Während Wilhelmine eine blühend hübsche, lebhafte, anscheinend unverwüstlich gesunde Frau gewesen, war ihre jüngere Schwester bleich und unscheinbar, von schweigsamem, verängstigtem Wesen, dazu hager und immer in eintöniges Grau gekleidet. Wer hätte sie nicht übersehen sollen? Doch sie blieb im Hause.

Und heute — das übersah sie mit einem Blick — nun drohte eine Dritte sie aus diesem stillen Frieden herauszuweisen!

Sie wußte, wer Frau Albrechts war; der Schwager hatte gelegentlich von ihr gesprochen, als er selber noch nicht ahnte, daß ihm diese Frau einst näher treten könnte.

Wenn sie noch gezweifelt hätte — die verlegene, zögernde Art, wie Friedrich ihr den Besuch angekündigt, mußte sie vollends aufklären. Und sie begann leise in sich hinein zu schluchzen.

Sie machte den kleinen Kerl, den Fritz, fertig. Das Waschen, Kämmen, Anziehen — Alles ging ihr leicht und schnell von der Hand. Wie hing sie aber auch an diesen zahllosen kleinen Pflichten. Wie stolz war sie, mit den wenigen Groschen, die dafür da waren, die Kinder sauber und niedlich zu kleiden. Da war keine Flickerei ihr zu mühsam, keine Stückelei ihr zu knifflich. Hier ein Keilchen, dort eine feine, fast unsichtbare Naht — so wurde selbst aus den unzulänglichsten Stoffrestchen noch ein Ganzes.

Heute arbeitete sie mit verdoppelter Emsigkeit. Sie mußte diese zehn Dutzend Handtücher, die sie zu säumen und mit Henkeln zu versehen hatte, fertig machen, denn die zwei Mark, welche sie dafür erhalten würde, hatten nun eine wichtige Bestimmung. Wenn Frau Albrechts kam, so durfte sie nicht allzusehr erschrecken über die Armuth im Hause ihres — ihres Zukünftigen! Vor allem die Kinder mußten hübsch herausgeputzt werden. Und dazu würden die zwei Mark kaum hinreichen.

Mit fünf, sechs kleinen Packetchen beladen, kam Christine um elf Uhr heim. Da hatte sie ein Eckchen blauen Manchestersammet erhandelt, dort ein Dutzend gelber Knöpfchen, ein Stückchen Futterleinwand, Zwirn und Garn und vier aus Messing gestanzte Anker, die aussahen, als wären sie von purem Gold. Den Groschen, den sie sonst immer für Brezeln aufwendete, wenn sie vom Abliefern kam, hatte sie heute nicht übrig behalten.

Als am nächsten Tage gegen Mittag Frau Albrechts wirklich kam, wollte sie ihren Augen nicht trauen, so hübsch und sauber sahen die beiden kleinen Burschen aus in ihren Matrosenjäckchen mit den goldenen Ankern auf ihren blauen Sammetkragen.

Christine war nicht lange zuvor fertig geworden, sie hatte es eigentlich nur versuchsweise gewagt, den Kindern auf's Gerathewohl die guten Kleider anzuziehen; vielleicht auch, weil sich ihre Künstlereitelkeit an dem fertigen Werk erfreuen wollte. Glücklicherweise verging kaum eine halbe Stunde — nur Fritz hatte inzwischen einmal abgebürstet werden müssen — da war Frau Albrechts da.

Ganz sprachlos schaute sie auf die Kleinen, denen sie eine Düte mit Bonbons und ein Bilderbuch mitgebracht hatte.

So also sahen die „Schmutzteufel" in der Woche aus? Und so manierlich gaben sie ein Händchen und lieferten die Düte freiwillig der Tante ab, damit diese jedem von ihnen von dem süßen Inhalt gäbe! Das waren ja wahre Engel!

Und diese Tante — von ihr hatte Frau Albrechts garnichts gewußt! Sie hatte nur aus Friedrich Fernbach's Mittheilungen entnommen, daß eine arme Verwandte das „bischen Wirthschaft" besorge.

Nun aber fand sie eine wirkliche Tante vor, ein zartes Frauchen — so schien es — das lieblich erröthete, als Frau Albrechts ihrem Erstaunen über die guten Manieren, die sorgsame Kleidung der Kinder Worte lieh. Das war ja noch eine junge Person, gewiß nicht älter als achtundzwanzig, und wie hingen die Kinder an ihr — Rudolph war ganz böse, daß Tante nicht auch von den Bonbons nehmen wollte. Kurz, das war Alles ganz anders, als es sich die heirathslustige Wittwe vorgestellt hatte.

„Es scheint ja Herrn Fernbach besser zu gehen, wie ich glaubte," sagte sie, und es klang fast, als ob sie das bedauerte.

Christine lächelte sanft: „Ihm selber gewiß nicht, Frau Albrechts, er muß sich furchtbar plagen, und hat noch immer Schulden abzutragen, die er während der Krankheit meiner armen Schwester gemacht hat. Aber die Kinder lasse ich's nicht gern merken, daß wir so arm sind. Uebrigens, das ist ihr Sonntagsstaat, Frau Albrechts! Ich bin eben damit fertig geworden und hatte ihnen die Sachen nur anprobirt."

„Ja machen Sie denn das selbst, liebe Frau?" fragte der Besuch erstaunt.

„Nur, weil mir's Freude macht und weil ich ja doch mein bischen Essen verdienen möchte. Aber es ist ja nicht der Rede werth! Da sehen Sie, ich habe ganz andere Arbeit!" Sie zeigte auf einen Ballen grober Leinwand, aus dem sie wiederum Handtücher machen sollte.

Christine fühlte jetzt, daß sie zu viel von sich sprach. Man mußte doch etwas reden, was die Frau da interessiren konnte.

„Mir bleibt noch immer Zeit genug zum Lesen," lenkte sie geschickt über, „und dazu habe ich ja hier reichlich Gelegenheit. Wenn dann mein Schwager kommt und nach den Kindern gesehen hat, ist seine erste Frage, wie mir die neue Geschichte oder die letzte Nummer einer Zeitschrift gefallen hat, mit der er hauptsächlich handelt."

Frau Karoline wurde immer nachdenklicher. Diese kleine Person war ja geradezu unentbehrlich für Friedrich Fernbach!

„Hat denn Herr Fernbach noch nicht daran gedacht, sich wieder zu verheirathen?"

Wieder stieg es gluthroth auf in Christinens schmales Gesichtchen. Diesmal aber war es ein schmerzliches Erschrecken, das ihr das Blut in die Wangen trieb. Ihre großen dunkelbraunen Augen wichen dem scharfen Blick der Fragerin aus.

„Ich — ich weiß es nicht, Frau Albrechts. Aber ich würde ihm von ganzem Herzen wünschen, daß er noch einmal recht, recht glücklich würde. Er verdient es, wie wenig Andere!"

Schon begann sie warm zu werden, und als nun gar Frau Karoline in ihrer derb zugreifenden Art bemerkte: „Er wird ja auch seine Fehler haben — wie alle Männer!" — da wurde die verschüchterte, ängstliche Christine mit einem Male zu einer beredten Vertheidigerin.

„O gewiß hat er die", sagte sie, „er ist vor Allem gar nicht auf sich bedacht! Und das müßte er doch sein, schon um der Kinder willen. Aber wenn ich mich nicht darum bekümmerte, daß er warm und fest angezogen ist — wenn ich nicht das bischen Stadtkundschaft selbst besorgte, damit er wenigstens Sonntags Ruhe hat — wenn ich nicht mich selbst zum Essen zwänge, damit er sich's schmecken läßt, dann sähe es schlimm aus um den

eigensinnigen Mann. Der müßte eine Frau haben — so wie Sie! So recht energisch und doch auch im Stande, ihrem Willen den gehörigen Nachdruck zu geben. Natürlich gehört ja noch mehr dazu. Man muß ja die beiden kleinen Kerle da mitheirathen! Und dazu gehört Muth — weil ich sie schlecht erzogen habe. Mein Gott, ich versteh's nicht besser. Aber glauben Sie, daß ich den hier, den Fritz, dazu kriegen kann, einzuschlafen, wenn ich ihn nicht zu mir in's Bett nehme? Und dann soll man ihm Geschichten erzählen! Der Große da ist fast noch schlimmer. Ach, so viel kann man manches Mal nicht antworten, wie der zusammenfragt. Und wild sind sie — oft außer Rand und Band. Sie sehen es ja — so klettern sie an mir herauf — Einer hockt wenigstens immer auf mir. Ich will nicht davon reden, was die beiden Wildfänger zerreißen. So viel Strümpfe kann man nicht stopfen, noch stricken, wie sie brauchen. Sie haben auch den Eigensinn vom Vater. Was ich mich manchmal ärgern muß, bis Rudolph seine Suppe ißt, das ist nicht zu beschreiben! Nur wenn ich drohe, ich sag's dem Vater, dann gehorchen sie. Unter uns" — sie flüsterte jetzt — „er thut ihnen nichts! Er ist ja seelenfroh, wenn sie Beide auf ihm herumspringen. Aber es hat doch seine Plage, sie wenigstens vom Sonnabend Abend bis zum Sonntag Abend brav zu erhalten. Das heißt", Christine stockte plötzlich, „Sie müssen mich nicht falsch verstehen: die Kleinen sind gewiß nicht schlimmer als Andere auch. Im Gegentheil, sie können gut und lieb sein — ach, sie sind's ja immer! Nur muß man selber wieder Kind sein, um Kinder zu verstehen! Und wer das kann, für den sind's wahre Engel!"

Ihre schönen Augen leuchteten von innerer Beseelung. Frau Karoline war zu Muthe wie Einem, der in die Sonne schaut und nun vor ihren Strahlen den thränenfeuchten Blick senken muß.

3.

Am Sonnabend Nachmittag kam Friedrich Fernbach mit seiner großen, nun fast leeren Mappe von der Tour. Noch ehe er nach Hause ging, sprach er in dem Laden der Frau Albrechts vor. Er hatte sich die Sache auf der Reise zurecht gelegt. Gewiß, wenn sie ernstlich wollte und wenn sie Liebe zu seinen Kindern fassen könnte — weshalb denn nicht? Denn er fand sie wirklich gar nicht übel. Nur eine Bedingung würde er stellen müssen, eine einzige, aber von der würde er sich nichts abhandeln lassen: Christine müßte sie im Hause behalten und gut, sehr gut behandeln!

Als er nun eintrat, war es ihm auf einmal, als sei an der ganzen Geschichte doch irgend etwas nicht in der Ordnung. Da wollte er sich, wenn er die Sache genau ansah, verkaufen! So war es und nicht anders. Und dabei konnten seine Kinder unter Umständen sehr schlecht wegkommen.

Er kam zu dem Schlusse, daß er gar nicht thun dürfe, als habe er die Andeutungen der Wittwe Albrechts ernst genommen.

Frau Karoline bat ihn, einen Augenblick in das kleine Stübchen neben dem Laden einzutreten, das ihrem Manne als Privatkomptoir gedient hatte.

„Hören Sie, lieber Herr Fernbach, ich hätte Ihnen einen Vorschlag zu machen", begann sie, fest einsetzend. „Ich brauche hier im Geschäft Jemanden, zu dem ich volles Vertrauen haben darf und der gleichzeitig den ganzen Betrieb recht gründlich kennt. Hätten Sie Lust, Ihren beschwerlichen Handel aufzugeben und bei mir Geschäftsführer zu werden?"

Er war sichtlich erschrocken. Da war es nun, was er hatte kommen sehen! Die Frau stellte ihm ein verlockendes Angebot, um ihn dann ganz in Händen zu haben, wenn er es angenommen hätte. Andererseits — ihn drückte in diesem Augenblick die l e e r e Mappe! Es war wohl angenehmer, hier im warmen Comtoir zu sitzen, als sich draußen auf der Landstraße herumzuschlagen.

Aber die Bedenken überwogen doch wieder. Er wollte — ja er wollte sich mit Christine besprechen.

Zögernd gab er Frau Karoline Antwort.

Die Frage sei so plötzlich an ihn herangetreten — er wisse im Augenblick wirklich nicht. Und in ganz ungeschickter Weise das Thema wendend, meinte er: „Jetzt muß ich übrigens nach Hause. Meine kleinen Kerle werden schon warten. Nicht wahr, Frau Albrechts, es sind zwei kleine Teufel?"

Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie mit leiser Stimme: „Ich bin bei Ihnen gewesen, Fernbach. Sie haben das Haus voller Engel! Nicht nur zwei — nein, noch einen dritten, Ihren wahren Engel habe ich gesehen. Und diesen dritten, Ihre Schwägerin, müssen Sie auch heirathen! Denn einen ledigen Geschäftsführer mag ich nicht haben!"

Er sah sie groß an, erstaunt, betroffen, gerührt zugleich. Dann reichte er ihr seine breite, kräftige Hand und sagte mit einer gewissen Feierlichkeit: „Ich hänge meine Mappe an den Nagel, Frau Albrechts! Das thue ich! Und ich will auch meine Schwägerin fragen, ob sie mich mag. Will sie, dann sind S i e der wahre Engel gewesen!"

Und er schied von ihr mit herzlichem Händedruck.

Lose Blätter.

* **Michelet über Deutschland.** Dieser Tage ist in Paris der 8. Band der endgiltigen Ausgabe der „Geschichte Frankreichs" von Michelet erschienen. Der 8. Band enthält die Geschichte der Reformationszeit und der Regierung Franz I. von Frankreich und Karl V. von Spanien. Wohl selten hat ein französischer Autor eine so warme Lobrede auf die deutsche Rasse gehalten, wie sie in diesem Geschichtsbande geboten wird. Michelet erklärt kategorisch, daß Deutschland im 16. Jahrhundert auf jedem Gebiete, mit Ausnahme der Kunst Frankreich weit voraus gewesen. Dankte man ihm doch die Erfindung der Buchdruckerkunst, die in der Welt eine so gewaltige Veränderung hervorbrachte. In deutschen Gauen herrschte viel quellenderes, frisches Leben, als in dem Gallischen Nachbarlande; die deutschen Handelsstädte bildeten das Muster bürgerlicher Freiheit; die Bauernaufstände waren sozusagen die Vorläufer der künftigen Revolutionen, markige Vorkämpfer für das Recht und die Menschlichkeit hatte Deutschland in Franz von S i c k i n g e n und dem Ritterpoeten Ulrich von H u t t e n, dem grimmen Feinde Roms, aufzuweisen. Sein wahres Charakterbild aber fand es in jenem gewaltigen Martin L u t h e r, der ihm eine neue und nationale Religion schaffte, diesem gewaltigen Reformator, der vielleicht weniger Genie als bewunderungswürdige Uebereinstimmung mit den Gefühlen und den Leidenschaften seiner Zeit und seines Landes besaß. Diesem glänzenden Gemälde, das er von Deutschland entwirft, stellt Michelet mit unverhohlener patriotischer Trauer das Bild entgegen, das Frankreich um diese Zeit bot. Er beharrt darauf, Franz I. als eine Figur, nicht als einen Charakter darzustellen, der nur ein willenloses Werkzeug in den Händen Roms und Spaniens war. Der berühmte Geschichtsforscher beklagte dies tief; ihm zufolge hätte die Renaissance und die Reformation gleichzeitig Frankreich gewinnen und die Vernichtung Roms herbeiführen müssen. Wenn dies eingetreten wäre, würde die Geschichte Europas, wie er behauptet, eine durchaus glückliche gewesen sein und eine Gestaltung der Dinge herbeigeführt haben, die die blutigen Erschütterungen und furchtbaren Kriege der späteren Zeit vermieden hätte.

* **Ein einzig in seiner Art dastehendes Schachspiel** hat eine Bernsteinwaarenfabrik dem Fürsten Bismarck verehrt. Das Brett besteht aus polirten Nußbaumtafeln, auf denen die Felder für Schach und Mühle mit durchsichtigen, gelben und milchweißen Bernsteinplatten ausgelegt sind. Unter den schwarzen Feldern befindet sich ein Goldgrund. Schachfiguren und Damensteine sind Meisterwerke der Bernsteinschnitzkunst. Ein eleganter Kasten dazu trägt auf dem Deckel folgende Widmung: „Dem großen Mann, der oft den Feinden — Geboten Schach so meisterhaft — Und die Partien stets gewonnen — Durch seines Geistes hohe Kraft, — Sei dieses Spiel, mit treuen Händen — In Stolp, unweit Varzin, gemacht — Als Gruß von Deutschlands Ostseestrande — Zum Jubelfeste dargebracht".

* **Künstlicher Schlaf.** Auf welch wunderbare Ideen die Thätigkeit mancher Erfinder kommen kann, möge folgendes Beispiel zeigen: Es hat sich ein Oesterreicher, V. Gorgias, eine Vorrichtung patentiren lassen, wodurch es möglich ist, daß Leute, die infolge übermäßiger geistiger Thätigkeit an Schlaflosigkeit leiden, von dieser Krankheit befreit werden können. Bei dieser Vorrichtung spielt ein Musikwerk eine Zeit lang, worauf durch einen vor zwei farbigen durchleuchteten Glasscheiben hin- und hergehender Schieber ein in den Farben abwechselndes Blitzlicht auf den Kranken geworfen wird, während gleichzeitig zwei Hämmer abwechselnd auf Schneckenfedern schlagen und dadurch langandauernde Töne hervorbringen, von denen der eine das Brausen der anschlagenden Wogen nachahmt, während der andere Ton ähnlich klingt, wie zurückfließendes Wasser. Durch das Spielen des Musikwerkes, dann durch das Blitzen der verschiedenen Lichter und das eintönige Geräusch der Federn soll bei dem Kranken das Grübeln des Geistes so abgelenkt werden, daß der Kranke einschläft.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.